

erl

# Warum tut ihr nichts dagegen?

NR. 1 VIII 1960

Am ersten Weihnachtstag hatte ich eine lange Unterhaltung mit einem holländischen Juristen. Ich hatte mich darüber beklagt, daß manche seiner Landsleute mir ihre Antipathie gegen die Deutschen allzu offen zeigten. Daraufhin erzählte er mir einiges aus den Jahren der deutschen Besetzung in Holland. Daß man willkürlich eine Anzahl Passanten auf den Straßen zusammengetrieben habe, um sie niederzuschießen und so die Taten von Widerstandskämpfern zu vergelten. Daß die SS schrecklich in den Städten Niederlands gehaust habe, und daß viele Leute in den letzten Jahren bis 1945 nicht gewußt hätten, wo sie Essen hernehmen sollten, weil der größte Teil der Lebensmittel aus Holland herausgezogen worden sei. „Können Sie es einem Holländer verdenken, der zu alledem vielleicht noch seinen Bruder bei den Kämpfen verloren hat, daß er Ihnen seine Abneigung zeigt, allein deshalb, weil Sie Deutscher sind?“ „Doch, ich nehme es ihm übel. Erstens sitzen wir heute im gleichen Boot und müssen schon deswegen vergessen. Dann haben wir Deutschen doch wahrhaftig unsere Schulden bezahlen müssen. Zu einer Zeit, wo für Sie der zweite Weltkrieg schon Geschichte ist, leiden wir noch täglich unter seinen Folgen, besonders der Teilung!“

Mein Gesprächspartner war nicht weiter bewegt von meinen Argumenten. „Sehen Sie, den ganzen Sommer übervölkern Tausende von Deutschen die Stadt hier. Wir sind nicht blind; wir sehen, daß es diesen Lenten gut geht, und bei dem Gedanken, daß sie unter der Teilung leiden könnten, muß ich ein wenig lächeln. Verstehen Sie mich gut, wir sind nicht neidisch, wir haben nur Angst davor, daß diese Leute, wenn sie sich um ihr äußeres Wohl nicht mehr zu sorgen brauchen, wieder auf die alten Gedanken verfallen, unter denen wir schon einmal gelitten haben. Die alten Kräfte

sind noch nicht tot. Diesen Eindruck hat jeder, der ein bißchen mehr von Deutschland hört als die offiziellen Verlautbarungen.“

Ich hielt diese Angst für unbegründet. „Die Kräfte, von denen Sie sprechen, sind heute unbedeutend. Natürlich haben Sie hier einen falschen Eindruck, denn von Ihren wachsamem Auslandspressestellen wird jeder kleine Vorfall registriert, der von einigen Unbelehrbaren in Szene gesetzt wird. Die Berichte entsprechen wahrscheinlich der Wahrheit, stehen aber in ihrer Vielzahl in keiner Beziehung zu ihrer Bedeutung.“

Kurze Zeit später schienen meine Worte durch die Wirklichkeit widerlegt. Eine Woche lang waren die Titelseiten der Hauptblätter Den Haags voll von Bildern der Synagogenschändungen, Berichten von den verschiedensten antisemitischen Äußerungen. Man hatte den Eindruck, Deutschland sei von einem antisemitischen Rausch erfaßt.

Ich war ziemlich bedrückt, als ich meinen Gesprächspartner wiedertraf. „Sie sehen, daß Sie im Unrecht waren“, sagte er, „ich wäre allerdings der letzte, der sich darüber freuen könnte. — Ich glaube nicht, daß die einzelnen, vielgenannten Unbelehrbaren die Urheber dieser Kampagne waren. Nehmen wir es trotzdem an. Wo bleiben aber die Gegenaktionen? Ja, ja, ich weiß, daß von vielen offiziellen Stellen „tiefstes Bedauern“ ausgedrückt worden ist. Aber müssen solche Worte nicht leer klingen, wenn sich im Volk selbst niemand rührt? Was haben wir davon, daß die DRP eventuell verboten wird. Wenn sich dagegen irgendwo Tausende zusammenfänden und Spruchbänder herumtrügen: „Nazis raus!“ oder „Wir fordern . . .“, wie das bei jedem anderen, meist unwichtigen Anlaß doch geschieht . . . Aber

## Inhalt:

Warum tut ihr nichts dagegen?	Seite 1
und	„ 4
Studienrätin Dr. Konerding †	„ 3
Deutschlandwettbewerb	„ 5
Kohlenkrise	„ 5
Korporation - Ja oder nein?	„ 6-7
Hundertwassers Linie	„ 8
Für die Jüngeren	„ 9
☆	
BAG	Seite 10/11/12

# Mitteilungen aus der Schule

## Der »Werkstudent« stirbt - es lebe der »Praktikant«

1. Am Abend des vorletzten Schultages vor den Weihnachtsferien gab weihnachtliches Musizieren unter Leitung von Herrn Studienrat Sonne die rechte Einstimmung für das Weihnachtsfest.

2. Am 27. Januar fand der letzte Elternsprechtag vor Ostern statt.

3. Am 28. Januar 1960 geleitete das gesamte Kollegium sowie ein Teil der Schüler und Schülerinnen, die bei Fräulein Dr. Konerding zuletzt Unterricht gehabt hatten, und eine Anzahl „Ehemaliger“ unsere heimgegangene Lehrerin zur letzten Ruhe auf dem Zentralfriedhof in Münster. Es war der ausdrückliche Wunsch der Verstorbenen gewesen, daß alle ihre Kollegen, Schüler und Schülerinnen an dem Frühstück teilnahmen, das nach der Beerdigung im „Lindenhof“ gegeben wurde.

4. Das schriftliche Abitur fand in der Woche vom 18. bis 23. Januar 1960 statt, die mündliche Prüfung vom 2. bis 5. März.

5. Für die beiden Sexten Ostern 1960 sind 102 Schüler und Schülerinnen angemeldet. In einer dreitägigen Prüfung vom 12. bis 15. März, die — wie schon seit langem — als Probeunterricht zusammen mit Lehrkräften der Grundschulen durchgeführt wird, wird über die Aufnahme entschieden.

6. Schüler(innen) der UIa besuchten im Dezember eine Macbeth-Aufführung, im Januar eine Aufführung des Dramas „Kabale und Liebe“ in Osnabrück.

7. Die Schüler(innen) der VI—OIII sahen am 28. Januar vormittags den neuen Albert-Schweitzer-Film. In diesem Farbfilm spielt der Urwald doktor seine eigene „Rolle“.

8. Die Klassen UIII—OI hörten im Januar deutsche und englische Dichtungen, die von dem Rezitator Dr. Wall in der Aula der Kreisberufsschule vorgetragen wurden, während die Unterklassen einige Tage vorher mit großer Spannung die an lebenden Tieren gezeigten Experimente eines Tierpsychologen beobachteten.

Am 17. Februar fuhren 16 Schüler der OIIa, UIa, OIa nach Münster, um an dem Vortrag Wolfgang Leonhardts über „Moskau und Peking“ teilzunehmen. In dem überfüllten Hörsaal 1 des neuen Fürstenbergbaus am Domplatz sprach der Verfasser des Buches „Die Revolution entläßt ihre Kinder“ in einer zwingenden und vom Anfang bis zum Ende fesselnden Rede über den chinesischen und russischen Kommunismus.

Herr Dr. Rausch und Herr Assessor Brackemann begleiteten die Gruppe, meist Mitglieder der AG. Gegenwartskunde.

Unter dieser Überschrift veröffentlichte das Organ des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft einen Artikel, der den Nebenerwerb von Studenten zum Thema hat. Das studienfremde Arbeiten wird darin als gefährlich bezeichnet, zum Teil gefährlicher als die vielbeklagte Überfüllung in den Hörsälen. Davon sei die Arbeit in den Semesterferien nicht ausgenommen, da die Studenten dadurch dem eigentlichen Zweck der Semesterferien, Vertiefung und Befestigung des im Semester aufgenommenen Stoffes, nicht gerecht werden könnten. Die Gründe für diese Arbeit seien nicht mehr, wie in den Nachkriegsjahren, in einer tatsächlichen Not der Studierenden zu suchen, sondern im steigenden Komfortbedürfnis. „Was den älteren akademischen Generationen gar nicht in den Sinn kam, ihren Lebensstandard mit dem der im Beruf stehenden Altersgenossen zu vergleichen, scheint heute gang und gäbe.“ Weiter wird vom „Mythos der Werkstudenten“ gesprochen. Der Autor faßt unter diesem Begriff die irreführenden Sprüche von dem großen sozialpolitischen Ge-

winn (Kontakt zur modernen Arbeitswelt) zusammen. Nach Wesen und Arbeitsweise der modernen Industrie sei dieser Gewinn illusorisch und man solle den Mythos des Werkstudenten endgültig aus der Welt schaffen. Studentenarbeit sei nur gerechtfertigt, wenn sie, wie in einigen Studiengebieten üblich, als Praktikum gedacht sei, aber auch dann nur in den Ferien zwischen den ersten drei Semestern. Allerdings zeichne sich in den letzten Jahren schon eine günstige Entwicklung zum Nur-noch-Studenten ab: Der Nebenerwerb ging von 1956 bis 1959 von 44,9 auf 30,1 Prozent zurück. Von den Studenten, die Hilfe nach dem Honnefer Modell bezögen, seien nur 10 Prozent erwerbstätig. Der Artikel schließt mit einem Appell an alle zukünftigen Studierenden, ihren Teil zur „Hochschulreform im kleinen“ zu leisten und zu prüfen, ob ein Durchkommen nicht auch ohne Erwerbstätigkeit möglich sei. Er verweist auf den Stipendienfonds, der jedem Begabten offenstehe.

## „Unheilbar“

Ein Mitglied der Geschäftsstelle der „Jungen Presse“ in Bonn sah sich neulich vor die mühevoll Aufgabe gestellt, in sämtlichen Exemplaren der „kleinen presseschau“ (Herausgeber: Landesjugendpresse NRW) mit Tinte säuberlich je ein „t“ nachzutragen und auf diese Weise etwaigen bösen Anwürfen vorzuzukommen. Neben den vielen unbedeutenden Druckfehlern nämlich, die das Lesen des Informationsorgans erschweren, hätte dieser auch Anlaß zu Mißdeutungen gegeben.

Unter „Deutschlandwettbewerb“ hieß es: Das Kuratorium „Unheilbares Deutschland“ ...

## Aus dem



## der Ehemaligen

Zu dem Frühschoppen am zweiten Weihnachtsfeiertag in der „Stadtschenke“ fanden sich diesmal nur etwa 40 Ehemalige ein. Vielleicht war das schlechte Wetter an der geringen Beteiligung mit schuld. Aber es wäre schade, wenn dieses Zusammensein in Zukunft nicht wieder stärker besucht würde.

Im Januar vermählte sich Inge Richter (Abitur 1953) mit Herrn Colin Robinson in London.

**Gröppner**

**Schnellbaukasten**

**Titium**

**MODELL-DIESEL**

**TH. RIEPING**

Flug- und Schiffmodellbau  
Plastik-Modellbau  
Modell-Diesel- und -Elektromotoren

**IBBENBÜREN I.W.**

Große Straße 23 - Ruf 2186

## Studienrätin Dr. Maria Konerding



In den Mittagsstunden des 24. Januar 1960 verschied die Studienrätin Dr. Maria Konerding. Sie war eine Persönlichkeit, die das Berufsethos einer Erzieherin mit einem Freimut vorgelebt hat, der heute selten geworden ist.

Dr. Maria Konerding ist geboren am 14. April 1902 in Münster i. Westf. Nach Absolvierung des Lehrerinnen-seminars legte sie bereits am 24. September 1926 die Reifeprüfung ab, um sich anschließend bis 1931 dem Studium (Mathematik, Physik, Chemie) zu widmen. Vom Volksschuldienst (1929 bis 1939) trat sie über den Mittelschuldienst 1943 zu unserer Schule über und wirkte hier seit 1950 als Studienrätin, bis ihr

im Sommer 1959 eine heimtückische Krankheit die liebgewordene Arbeit unmöglich machte.

Wer Fräulein Dr. Konerding persönlich gekannt hat, als Kollegin und Erzieherin, im privaten Gespräch mit den Eltern, der wird von der menschlichen Nähe und der schlichten Persönlichkeit berührt worden sein. Zur vollen Entfaltung ihrer geistigen und pädagogischen Begabung kam sie, als sie 1943 an dem Ausbau unseres Gymnasiums mitwirken konnte. Trotz ihrer manchmal scharfen Kritik an der inneren und äußeren Haltung ihrer Schüler und Schülerinnen war sie besonders in den Oberklassen wegen ihrer Schlagfertigkeit

und ihres Mutterwitzes beliebt, zugleich auch wegen ihrer Strenge respektiert. Sie war ein Original im besten Sinne des Wortes.

Unentwegt bemühte sie sich, aus der ihr anvertrauten Jugend christlich gesinnte, deutsche Menschen zu formen. Hoch einzuschätzen ist ihre westfälische Offenheit, mit der sie jedem begegnete. Sie trug keine Scheu, ihre Meinung immer offen auszusprechen, und wenn es nötig war, energisch zu verteidigen. Auf dem Höhepunkt ihres Lebens warf eine schleichende Krankheit, die unermüdliche Arbeiterin auf das Krankbett, von dem sie nicht mehr aufstehen sollte. Als aber der Tod zu ihr kam, um sie aus der Pilgerschaft dieser Erdenzeit in das Land der Lebendigen zu führen, da war sie nicht verzagt; sie gedachte noch einmal all ihrer Lieben, um dann betend hinüberzugehen. Wir danken ihr für ihre Arbeit. Der Herrgott möge ihr den verdienten Lohn gewähren. R. i. p. A. Rosen

## Gedanken zum Tod einer Lehrerin



Wie kann das sein,  
daß diese nahen Tage fort sind,  
für immer fort und ganz vergangen?

So oder so ähnlich mag mancher von uns bei der Nachricht vom Tode Frau Dr. Konerding gedacht haben. Ein Staunen und Nichtfassenkönnen des Geschehenen und eine leichte Wehmut über unwiederbringlich Vergangenes mischten sich darin. In der Erinnerung war Frau Dr. Konerding, die seit der Unterprima unsere Klassenlehrerin war, noch einmal ganz nahe bei uns, und mit anderen Augen sahen wir nun in die Vergangenheit.

Frau Dr. Konerding ist uns eine gute Lehrerin gewesen. In ihr waren klare, bewußte Strenge, alltägliche Gelassenheit und lebendiger Humor zu seltener Harmonie vereint und gaben ihr eine gewisse menschliche Größe. Als sie in der Obersekunda zum ersten Male als Physiklehrerin zu uns kam, hatten wir nur von ihrer Strenge und Resoluteit gehört. Die Furcht, die sich fast bei uns allen eingestellt hatte, verlor sich mit der Zeit, doch die Spannung, die in ihren Unterrichtsstunden lag, blieb. Es ist wohl keinem von uns je gelungen, eine ihrer Mathematik- oder Physikstunden einfach vor sich „abrollen“ zu lassen und

die Zeit zum Lernen lateinischer oder französischer Vokabeln zu benutzen. Und wenn der Geist unserer Klasse auch nicht zu einer allzu großen Schärfe der Gedanken neigte, so mußten wir doch gerade diese Eigenschaft an ihr bewundern. Wie sie ein Fachgebiet klar zu gliedern wußte und das Wichtige vom Unwichtigen abhob und uns einprägte, das war einfach vollendet.

Als wir in der Unterprima unsere Klassenfahrt in die Eifel machten, lernten wir Frau Dr. Konerding von einer ganz anderen Seite kennen. Daß solch ein lebendiger und immer bereiter Humor in ihr stecken würde, hatten wir bis dahin nicht gewußt. Von morgens früh bis abends spät, wenn wir die Ereignisse des Tages nochmals hervorholten, war sie eine der Fröhlichsten. So waren wir alle von ihr begeistert und schlossen im Ahrtal eine Art „Wahlverwandtschaft“ miteinander.

In der Zeit vor dem Abitur war sie es schließlich vor allen anderen, die die Angst soweit wie möglich von uns nahm. Aus ihrer



jahrelangen Erfahrung hat sie uns mit Ruhe und Gelassenheit auf die Prüfung vorbereitet. Sie hat den Dingen ihre Schwere genommen und hat sie in die Alltäglichkeit unseres Lebens zurückgeholt.

Wenn wir nun bedenken, was ihr Leben und ihr Tod uns zu sagen haben, so wird es unter vielem anderen auch dieses sein, daß wir unser Leben nicht ernster nehmen als ein Spiel, aber auch nicht gleichgültiger als das Spiel eines Kindes, das, wenn es gerufen wird, das Spielzeug läßt und nach Hause geht.

Abiturientia 1958

# Warum tut Ihr nichts dagegen?

Fortsetzung von Seite 1

nein, das Volk schweigt, genau so, wie es schweigend die vielen Urteile gegen Antisemiten hingenommen hat. Ihr fragt Euch nur beklommen, was das Ausland dazu meinen mag. Wenn Ihr dann zu allem Überfluß noch von ähnlichen Ereignissen im Ausland hört, ist es mit dem Erschrecken ganz vorbei. Ihr blickt in die Geschichte zurück, sagt, daß das Phänomen des Antisemitismus uralt sei und auch nicht typisch deutsch. Das ist natürlich richtig, aber Ihr vergeßt dabei das eigentliche Problem, nämlich: „Was tut das deutsche Volk, um den Antisemitismus in sich zu überwinden?“ Wir Holländer können den Mann, der den schmutzigen Brief an den Rabbiner in Amsterdam geschrieben hat, wie einen von tausend anderen anonymen Briefeschreibern bestrafen. Bei Euch ist es etwas anderes. Die deutschen Gerichte haben aber ihre Aufgabe gut verstanden; ihre Urteile sind so hart, wie es die Lage erfordert. Allerdings werdet Ihr mit Verurteilungen allein der Schwierigkeiten nicht Herr werden.“

Ich war ziemlich schweigsam während dieser Unterhaltung. Was hatte ich diesen harten Worten schon entgegensetzen? Sollte ich mich an die Theorien der Presse halten, die die Worte von Adenauer und Karl Marx (dem Herausgeber des Wochenblattes für Juden in Deutschland) übernahm und von kommunistisch gelenkten Aktionen schrieb. Kein ernsthafter Mensch sollte es sich (und sei es aus

Gründen der Diplomatie, wie bei Marx) so einfach machen, die Verantwortung auf die Kommunisten abzuschieben, denen man ja überhaupt alle Schlechtigkeiten zutraut. Und wenn man wirklich unter den Tätern einige Kommunisten findet, unsere Schuld wird dadurch nicht geringer.

Antisemitismus gibt es heute noch in allen Schattierungen: pseudowissenschaftliche Rassenlehren, die Überreste Rosenbergscher Theorien; die althergebrachten Geschichten von der Schlechtigkeit der Juden in Geschäftsdingen; Berufung auf jüdische Antisemiten (Weininger) wie auf deutsche (Wagner); man spricht von der „Dekadenz jüdischen Geistes“, davon, daß im Jazz, einem Symbol für unarische Kulturlosigkeit, nächst den Negern bezeichnenderweise die meisten Größen Juden seien; ich habe sogar schon zweimal Hörerbriefe im Rundfunk gehört, deren Verfasser ihren Haß auf die Juden damit begründeten, daß die Juden Jesus getötet hätten.

Es gibt kaum einen Nachlaß aus der Nazizeit, der uns so viel zu schaffen macht wie dieser. Die antijüdischen Gefühle werden noch dadurch geschürt, daß Entschädigungen an das jüdische Volk gezahlt werden, die zwar im Vergleich zu den erlittenen menschlichen und materiellen Verlusten gering sind, die aber bei manchem die Vorstellung hinterlassen, die Juden mästeten sich ungerechtfertigterweise mit Hilfe unseres guten Geldes. Diese Leute sind, in der krassen Form jedenfalls, eine Minderheit. Die große Masse steht diesen Problemen gleichgültig gegenüber. Sie hat dunkle Vorstellungen davon, daß die Juden viel gelitten haben, und „da es ja nicht mehr viele Juden in Deutschland gibt“, will sie sich noch nicht einmal an diesen Fragen erhitzen. Die Minderheit ist aber aus diesem Grunde ungleich gefährlicher, als es ihre Zahl vermuten lassen könnte. Sie kann ungehindert auf die Jugend einwirken, da ihr von der großen Masse nichts entgegengesetzt wird. Wenn also das Elternhaus diesen Fragen ausweicht, so sollte doch den Schulen mehr Informationsmaterial und Zeit zur Verfügung gestellt werden, damit diese Probleme eindrucksstärker und ausführlicher behandelt werden können. Warum besitzt die Kreisbildstelle nicht eine Kopie von Resnais Film „Nacht und Nebel“? Mit dem Ignorieren dieser Fragen oder dem Glauben daran, daß der Antisemitismus von selbst schwinden wird, ist es nicht getan. Auch nicht damit, daß man Parteien verbietet.

Der Gedanke, daß bei uns Deutschen nicht alles stimmt, wird weiterhin im Bewußtsein vieler Ausländer Unheil anrichten. Vorerst werden wir uns nicht einmal darüber beklagen dürfen. Hk.

## Leserbrief an die „Westfälische Rundschau,

*Zu Ihrem Artikel „Rom - Reifezeugnis mit Schatten“, in dem Sie die Schülerin Mechthild Rausch wegen einer Äußerung angreifen, die sie in einem Bericht über das Bundesauswablager zur Teilnahme an der Romfahrt in der Schülerzeitung des Gymnasiums Ibbenbüren, dem „Wecker“, getan hat, möchte ich Ihnen als Teilnehmer an dem Bundesauswablager folgendes mitteilen:*

Wenn Mechthild Rausch schreibt: „Am Abend wurden wir von den einzelnen Vorsitzenden begrüßt, und hierbei fielen uns die Fernseh- und Filmmänner schon auf die Nerven. Sie sollten uns im Laufe der Woche noch mehr belästigen!“, so muß ich wie bei weitem der größte Teil der Teilnehmer mich ebenfalls hinter diese Worte stellen. Die Arbeit der Fernseh- und Filmmänner stellte wirklich in der Art, wie sie es taten, eine unnötige Belästigung dar, die jeder Teilnehmer genau so empfunden hat wie Mechthild Rausch, ohne daß jedoch die Notwendigkeit dieser Tätigkeit angezweifelt wurde. Besonders während der Begrüßungsfeierlichkeiten und der Dichterlesung im Stadttheater Duisburg wurde die feierliche Atmosphäre dieser Abende durch die fortwährenden Aufnahmen, das dauernde Aufblitzen der Kameras und das ständige Verücken der Leuchten durch die Techniker empfindlich gestört. Mußte das in der etwas aufdringlichen und störenden Art geschehen? Hätten die Männer des Deutschen Fernsehens, denn gegen sie allein richtete sich die Bemerkung von Mechthild Rausch, nicht etwas mehr Zurückhaltung üben können? War es z. B. erforderlich, „um die zu Hause Gebliebenen von dem Tun der Glücklichen, die dabei sein durften, zu unterrichten“, wie Sie schreiben, daß die Kameramänner versuchten, bei der ärztlichen Untersuchung der Mädchen dabei zu sein, was ihnen von dem untersuchenden Arzt verweigert wurde.

Ich nehme an, daß Sie diese Art, ein Geschehen im Film und Fernsehen festzuhalten — die Tatsache, daß es überhaupt geschah, haben wir alle bejaht, aber nicht die Form, wie es geschah! — ebenfalls nicht billigen. Ich meine, daß darum Ihre Folgerung, lediglich auf Grund dieser Bemerkung auf eine „Weltfremdheit“ von M. Rausch zu schließen, nicht gut am Platze ist. Es ist meines Erachtens ungerechtfertigt, diese Bemerkung zur Begründung Ihres Satzes, daß „auf das ausgestellte Reifezeugnis für Rom ein bedauerlicher Schatten fällt“, heranzuziehen und damit M. Rausch die geistige Reife, an der Romfahrt teilzunehmen, abzusprechen. Dann müßte nahezu allen Teilnehmern die Reife abgesprochen werden.

Manfred Glocke

### Gute Bücher

für Unterhaltung  
und Weiterbildung

### Taschenbücher

Schulbedarf, Schreibwaren  
Sammlerbriefmarken

Buch- und Kunsthandlung

**JOSEF ALTHAUS**

### Ijpnrw-Nachricht

Vor dem Jurastudium warnte der Deutsche Anwaltsverein. Nach Ansicht des Vereins besteht für einen Teil der Studenten zur Zeit keine Aussicht, eine ihrer Ausbildung entsprechende Anstellung zu finden.

Die Zahl der Jurastudenten hat sich in den letzten fünf Jahren im Bundesgebiet um rund 9000 auf fast 21 000 erhöht. Der Anwaltsverein ist dagegen, die Zahl der Studenten durch „Herausprüfen“ und den „Numerus clausus“ zu verringern.

## ... und was tust Du für die Wiedervereinigung

... und was tust Du für die Wiederkam, beantworten zu können, müssen wir in Frage: „Was kann ich denn da schon machen?“ Das Kuratorium Unteilbares Deutschland ruft Dich auf, an einem Wettbewerb mitzumachen, bei dem sogar ganz herrliche Preise winken, z. B. Fahrten nach Berlin oder entlang der Zonengrenze oder eine Kunstreise durch die Bundesrepublik.

In dem Aufruf heißt es: Der Wettbewerb soll die Jugend anregen, sich mit der Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands zu befassen. Das Erlebnis der Teilung, das Bild der Wiedervereinigung und das ganze Deutschland, wie es der junge Mensch sieht, sollen in der Darstellung zum Ausdruck gebracht werden. Auch abstrakte Arbeiten sind zugelassen. Die menschliche und politische Tragödie der Teilung Deutschlands und der Wille zur Wiedervereinigung sind die zentralen Themen. Jede Arbeit, die eine ernsthafte Auseinandersetzung damit erkennen läßt, ist willkommen.

Einige Beispiele: Berlin; Deutschlands Hauptstadt; Zonengrenze; Mahnmale und andere Zeichen des Wiedervereinigungswillens; 17. Juni; Hindernisse auf dem Wege zur Wiedervereinigung; Heimat in Mittel- und Ostdeutschland; Politische, wirtschaftliche und geographische Bindungen zwischen den getrennten Teilen Deutschlands; Kultureller, geschichtlicher und religiöser Zusammenhang zwischen Nord-, West- und Süddeutschland mit Mittel- und Ostdeutschland; Gemeinsame Leistungen in Geschichte, Kunst, Dichtung, Wirtschaft usw.; Flüchtlingsnot und ihre Überwindung; Arbeit schafft Heimat; Unsere Entschlossenheit zur Wiedervereinigung.

- Zugelassen sind Malerei, Zeichnung, Plastik, Linolschnitt, Holzschnitt, Klebebild, Scherenschnitt, Plakat, Relief und Mosaik.
- Teilnahmeberechtigt sind Jugendliche der Altersgruppen:
  - 12 bis 14 Jahre
  - 15 bis 17 Jahre
  - 18 bis 25 Jahre
- Jeder Teilnehmer kann nur eine Arbeit einreichen.
- Jede Arbeit muß Namen, Alter, Anschrift des Einsenders und der Schule tragen, sowie Angaben des Themas.
- Der Wettbewerb findet zunächst in Städten, Kreisen und Gemeinden statt. Es wird empfohlen, daß sich ländliche Gemeinden an der Ausstellung in der nächstliegenden Stadt beteiligen. Zu diesem Zweck werden örtliche Prüfungsausschüsse gebildet, denen Künstler, Kunsterzieher, Erzieher, Vertreter der Stadt und des Kuratoriums angehören sollen. Abgabe der Arbeiten bis 14. Mai 1960 bei Studienrat Engstfeld.

- Die preisgekrönten Arbeiten werden in einer örtlichen Ausstellung gezeigt. Nach Möglichkeit soll diese Ausstellung bis zum 17. Juni 1960 stattfinden.
- Die besten Arbeiten dieser örtlichen Ausstellungen werden zu einer Landesausstellung zusammengefaßt, die nach Möglichkeit bis Jahresende 1960 in allen Landeshauptstädten des Bundesgebietes und in Berlin stattfinden soll. Zu diesem Zweck werden in allen Ländern Landesausschüsse gebildet.
- Die besten Arbeiten der Landesausstellungen werden zu einer Bundesausstellung in Berlin zusammengefaßt, die als Wanderausstellung in zahlreichen Städten des Bundesgebietes und anschließend auch im Ausland gezeigt werden soll.

## Niederlagen

In der letzten Nummer unseres „Weckers“ stand ein sehr netter Bericht über unser Schuljubiläum: Schon eine liebe Erinnerung — Unsere Hundert-Jahr-Feier, den ich mit viel Interesse las. Doch plötzlich mußte ich mich sehr wundern, denn ich las folgenden Satz: „Waren die Anstrengungen der verangegangenen Tage der Grund für die Niederlage unserer Sportler oder wollten sie sich für den Festball schonen?“ Ich will nun einmal ganz sachlich berichten, wie diese „Niederlagen“ ausahen.

Beim Sportfest anlässlich der Hundert-Jahr-Feier unserer Schule errangen die Jungen: einen 1. Sieg im Weitsprung, einen 2. Sieg im Kugelstoßen, einen 3. Sieg im Hundertmeterlauf.

Von fünf Mannschaften belegten unsere Jungen den zweiten Platz im Mannschaftsdreikampf und in der 4-x-100-m-Staffel.

Das Handballspiel wurde mit 14:9 Toren gegen Burgsteinfurt verloren.

Die Mädchen belegten den 1. und 3. Platz im 75-m-Lauf, einen 1. und 2. Platz im Weitsprung, einen 2. und 3. Platz im Schleuderball.

Sie errangen also zwei 1. Siege, zwei 2. Siege und zwei 3. Siege von drei möglichen Siegen!

Von vier teilnehmenden Mannschaften errangen unsere Mädchen nur 1. Siege, und zwar im Mannschaftsdreikampf, in der 4-x-75-m-Staffel und im Korbballspiel mit 4:2 Körben gegen Tecklenburg.

Was nennt ihr dann Niederlage? Oder Schonung für den Festball? Wenn ihr mit dem Ergebnis nicht zufrieden wart, dann stellt euch doch selbst auf den Sportplatz und rennt, springt und werft, damit es keine Niederlagen mehr gibt!

## Kohlenkrise - eine Entwicklungskrise!

Um die Frage, wie es zu dieser Kohlenkrise kam, beantworten zu können, müssen wir in das Jahr 1957 zurückblenden. Die Bundes- und Landesregierung riefen den Bergarbeiter zu einer größeren Leistung auf, um den kommenden Bedarf decken zu können. Ja, man sollte sogar die Kapazität um nahezu ein Drittel erhöhen. Lange wird man an das Jahr 1958 denken, in dem die Halden zu wachsen begannen. Diese allmählich wachsende Krise begann schon Ende 1957. Man versuchte sie durch einen besonders milden, einen Konjunkturrückgang in der Industrie und durch energiepolitische Fehlentscheidungen, zu denen die vorangegangene Kohlenknappheit geführt habe, zu entschuldigen.

Die Krise wurde noch viel ernster durch die große Konkurrenz, das Öl. Es griff mächtig in die Wirtschaftspolitik ein, bedingt durch die Kohlenknappheit. Viele Industriezweige stellten sich auf Öl um, der Hausbrand war nicht mehr Kohle, sondern das Öl. Als nach der Kohlenknappheit der Kohlenüberschuß folgte, hielt das Öl bereits schon viele wichtige Positionen inne. Nun wollten einige Wirtschaftspolitiker zu einer Radikalkur greifen, indem man die unrentablen Zechen stilllegen sollte. Was soll aber dann mit den Städten geschehen, die fast ausschließlich von der Kohle leben?

Wie kann man dieser Kohlenkrise entgegen-treten? Die Mechanisierung spielt hierbei eine große Rolle. Arbeitskräfte werden durch Maschinen ersetzt. Ein schnellerer, größerer, sicherer und wirtschaftlicher Abbau ist möglich. Teilstrecken sind voll mechanisiert. Überwacht werden sie von einem Schaltraum aus, der nur von einem Facharbeiter bedient wird. Diese neuen Maschinen, die den Steinkohlenbergbau revolutionieren, sind geplant und teilweise schon gebaut, doch wird es noch einige Zeit dauern, ehe sie voll einsatzbereit sind. Eines aber läßt sich schon heute feststellen, daß die Monopolstellung der Steinkohle in der Energiewirtschaft ein Ding der Vergangenheit ist. Sicher erschließen sich aber neue Gebiete, auf denen man die Kohlenkrise wirksam bekämpfen kann. Hier sei nur der Bedarf an elektrischer Energie erwähnt. Gerade auf diesem Gebiete zeigen sich für die „Wärme-kraftwerke“ für die Steinkohle immer größere Absatzmöglichkeiten.

Wenn man zum Schluß die gegenwärtige Kohlenkrise betrachtet, stellt man fest, daß die Monopolstellung des „schwarzen Diamanten“ vorbei ist und sich in der Energiewirtschaft ein scharfer Konkurrent, das Öl, abzeichnet. Die Anpassung an die neue Lage in der Wirtschaft wird nicht immer leicht sein. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob die Kohle wieder ein sicherer Hauptfaktor in der deutschen Wirtschaft werden kann. Nur strenge Maßnahmen können dazu verhelfen. Trotzdem zeigt diese Krise, daß sich ein neuer Zweig in der Energiewirtschaft abzeichnet, der vielleicht nötig war, um den Verantwortlichen zu zeigen, daß die Entwicklung des Steinkohlenbergbaues mit aller Kraft vorangetrieben werden muß, und daß man nicht auf einem Stand, der im „goldenen Zeitalter der Steinkohle“ erreicht war, stehenbleiben darf.

Karl-Friedrich Plücker, Ulb

Vogel  
Fisch **futter**  
Käfige, Aquarien,  
sämtliche zoologische Bedarfsartikel  
aus dem Fachgeschäft  
**SAMEN-TEBBE**  
Ibbenbüren, Große Straße 34, Ruf 2479

## Einige Überlegungen, die dagegen sprechen, aktiv zu werden

Auf meinem Wege zur Uni komme ich täglich an einem Gasthaus vorbei, das in der Nähe des Dörfchens Weilheim an der Landstraße liegt, die im Neckartal von Süden her nach Tübingen führt. Es nennt sich „Weilheimer Kneiple“. Draußen neben dem Eingang ist eine Eisenplatte angebracht mit dem Hinweis, daß hier vor etwa hundert Jahren die erste deutsche, nicht farbentragende Verbindung, die „Stochdorpha“, gegründet wurde.

Die erste, nichtfarbentragende Verbindung? Warum? Wenn auch die einzelnen Gründe nicht ersichtlich sind, so ist doch dies deutlich, daß bei dieser Gründung offenbar eine Auseinandersetzung mit den übrigen damaligen Korporationen, die sich nach außen hin sichtbar als solche zu erkennen gaben, vorgelegen haben muß. Die „Stochdorpha“ legte den Wert darauf, von „innen“ her, d. h. vorwiegend nach geistigen Grundsätzen und Zielen eine Gemeinschaft zu bilden. Sie hat also schon damals an der Tradition Kritik geübt, und wenn man die Inschrift weiter interpretieren darf, doch wohl Kritik daran, daß der übliche Korporationsgeist im Äußeren steckenzubleiben drohte.

Mag sein, daß ich in dieses historische Faktum zur Erklärung Gründe von heute eingetragen habe. Aber ist die Frage nicht berechtigt: ob es nicht ein wenig schwach um die Verbindung bestellt sei, die ihren Zusammenhalt sichtbar bekunden muß? Zumindest wird man ihr gegenüber eher mißtrauisch sein dürfen als einer Verbindung, die es ablehnt, Farben zu tragen.

Das Couleur scheint mir aber nur das äußere Symptom für einen tieferen Zusammenhang zu sein, der ganz allgemein für jede Verbindung zutrifft. Wie es die Mitglieder alle äußerlich gleichstellt, so erzieht der Korporationsgeist, der bestimmt wird durch ein geistiges Ziel und Satzungen der äußeren Ordnung, tatsächlich zu einer gewissen Konformität (ganz abgesehen vom Couleur).

Grundsätzlich scheint mir in jeder Verbindung der „klassischen“ Art (mit der straffen Ordnung: „Füchse“, „Burschen“ usw.) ein „individualistisches“ und ein „soziatives“ Element (um sie der Einfachheit halber einmal so zu bezeichnen) im Mißverhältnis zueinander zu stehen. Letzteres, getragen vom Prinzip der Einordnung, kommt zum Ausdruck im Couleur; das individualistische Element ist ausschlaggebend bei der fortwirkenden Wahl der Korporation überhaupt, einer Wahl, die, wenn sie eine wirkliche Entscheidung war, sich vorwiegend nach den geistigen Zielen der jeweiligen Verbindung gerichtet hat. Die diesen beiden Elementen zugrunde liegende natürliche Spannung, die wohl überhaupt für jede Form menschlicher Gemeinschaft gilt, wird meines Erachtens aber in den Korporationen kaum beachtet. Vielmehr wird ihr Verhältnis

wohl so verstanden, daß eines das andere begründe: man ordnet sich ein, um sich dadurch auf ein geistiges Ziel hin auszurichten. An dieser Stelle liegt nun der eigentliche Widerspruch: es erscheint mir widersinnig, auf ein frei gewähltes geistiges Ziel hin durch „erzieherische“ Maßnahmen ausrichten zu wollen (um es einmal überspitzt zu formulieren). Hier erhebt sich die Gefahr einer konformistisch-geistigen Einheitshaltung, eben weil das

## Korporation...

soziative Element durch das Prinzip der Erziehung überbetont und falsch geleitet ist. Dem wäre gegenüberzustellen eine freie Gemeinschaft, deren Kristallisationskern unvermischt und allein ein gleiches Interesse bildete.

Der Gesichtspunkt der Erziehung zur Einordnung ist meiner Meinung nach veraltet und fehlt am Platze. Gelöst vom geistigen Ziel der Verbindung (und so wird man ihn theoretisch sicher darstellen), bleibt er eigentlich nur noch Selbstzweck, der vielleicht der Erziehung des Elternhauses nachhelfen möchte. Oder soll sein Sinn ganz allgemein darin liegen, daß man es lernt, sich ein- und unterzuordnen? Aber beim etwa 20jährigen Hans wird man Hänchens Lücken kaum nachhaltig aufholen können. Vor allem aber ist hier zu fragen, ob es bei dem heute so viel beklagten Zeitalter der Massen vorteilhaft und verantwortlich ist, auf eine Gleichordnung hinzuwirken, wo doch die ausgesprochenen Individualisten, die sie vielleicht nötig hätten, gerade nicht aktiv werden!

Ich meine also, daß das Couleur in der ganzen umfassenden Weite des Begriffes abzulehnen ist, mag damit auch der eigentliche Charakter jeder Verbindung aufgehoben sein. Denn es verkörpert gleichsam das Moment der Unechtheit, das schon in ihrer Grundstruktur, in der heute unorganischen Verbindung von der Freiheit der geistigen Interessen und dem bewußten Prinzip der Einordnung begründet

ist. Vor hundert Jahren mag dieser Zwiespalt nicht so empfunden sein, weil sich da z. B. in der Idee eines deutschen Vaterlandes beide Elemente vereinigen ließen.

Auf den gleichen Nenner der Unechtheit lassen sich auch andere meiner Einwände gegen die Korporationen bringen. Zunächst folgender: Es ist klar, daß zu einer Gemeinschaft junger Menschen Geselligkeit gehört, wenn sie andernfalls in ihrer blutarmen Geistigkeit nicht auch unecht erscheinen soll. Aber gegen die Verbindungsgeselligkeit ist das einzuwenden, daß sie erzwungen und gewollt wirkt, weil sie an vorher festgesetzte, regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen (Verbindungsabende, „Kneipen“ usw.) gebunden ist; der einzelne muß sich auch in die Geselligkeit einordnen — er fühlt sich zumindest dazu verpflichtet —, auch wenn er gerade nicht in der entsprechenden Bereitschaft ist. Und so ist es naheliegend, daß solch ein Zusammensein leicht den Eindruck gewollter Kameradschaftlichkeit und Verbrüderung erweckt. — Vielleicht trifft auch diese psychologische Überlegung zu: Im Rahmen der Disziplin und Ordnung kann man, wenn man „so unter Männern“ ist, leichter, wohlständiger „fröhlich“ sein bis an die Grenzen der Ausgelassenheit.

Ein Anzeichen der Unechtheit liegt ebenfalls in der Berufung auf die Tradition. In vielen Punkten ist sie, wenn man historisch die Gründe für ihre Entstehung betrachtet, sicher veraltet und außerdem nach dem letzten Krieg wieder künstlich fortgesetzt, hauptsächlich wohl durch die Initiative der „alten Herren“ (im Dritten Reich waren die Korporationen ja verboten). Es wäre im einzelnen festzustellen, welche ihrer Grundzüge bei der Gründung rein historisch bedingt waren und wieweit sie heute daher noch Bedeutung haben oder ob sie schon zur bloßen Form erstarrt sind. Es ist nichts gegen die Tradition einzuwenden, wenn sie einen lebendigen Bezug zur Gegenwart hat, wenn das, was „von den Vätern ererbt“ ist, neu und ehrlich erworben und als Aufgabe verstanden wird. Dies wäre ein Punkt, an dem die Verbindungen einmal deutlicher (auch für Außenstehende) „Farbe bekennen“ sollten, ob sie noch in der Vergangenheit leben oder wirklich in der Gegenwart.

Abschließend ist noch zu sagen, daß hier die ganz subjektiven, individualistischen Einwände eines Außenstehenden dargelegt sind, der vieles und verschiedenes beobachtet und zu einem Urteil zusammengefaßt hat.

G. B u s s e, stud. theol.

## Die Korporation als studentische Gemeinschaft

Mit dem nachfolgenden Artikel über die korporative studentische Gemeinschaft möchte ich dazu beitragen, daß der „Wecker“ seiner Aufgabe gerecht wird, ein Bindeglied zwischen Schülern und Ehemaligen zu sein. Dabei will ich besonders diejenigen ansprechen, deren weiterer Ausbildungsweg nach dem Abitur zum

Universitäts- und Hochschulstudium führt. Ich hoffe, daß ich mit diesem Thema auf ein echtes Interesse stoße, zumal die meisten Schüler früher oder später sich über Wesen und Ziele studentischer Gemeinschaftsformen Gedanken machen werden.

Als ich zum ersten Male bei einer Korporation zu Gast war, wurde ich plötzlich mit Begriffen wie Bundesbrüderlichkeit, studentisches Pflichtbewußtsein, staatspolitische Erziehung, Komment, Mensuren oder auch Korporationsgeist bekanntgemacht. Außerdem trug man Farben. All diese Dinge waren mir fremd, und ich wußte nicht, was ich hinter ihnen zu suchen hatte. Deshalb entschloß ich mich, noch mehrere Male die Veranstaltungen des Bundes zu besuchen. Ich versuchte, zunächst einmal die äußere Seite, mit der mir diese Gemeinschaft entgegentrat, auszuklammern, um ihre innere Struktur näher zu betrachten. Ich bemerkte bald, daß ich es gar nicht mit einer in der Tradition äußerer und innerer Erscheinungsformen erstarrten Gemeinschaft zu tun hatte. Den Begriff der Bundesbrüderlichkeit sollte ich schon bald in der Praxis erkennen. Ich bemerkte, daß er noch wesentlich über die Form einer guten Klassenkameradschaft hinausging; vielleicht, weil man sich doch mehr in einem Kreise Gleichgesinnter befand, aber auch bestimmt als Wirkung einer ziemlich strengen selbstgesetzten äußeren Form, zu der man sich ja beim Eintritt in eine Korporation bekennen muß. Besonders wichtig erschien mir die sogenannte burschenschaftliche Arbeit, die Beschäftigung mit kulturellen und politischen Problemen aus Gegenwart und Vergangenheit — in Form von Vorträgen und Diskussionen in kleinerem Kreise.

Die andere Seite, die mich interessierte, war das Biertrinken. Obwohl ich mich nicht zu den Verächtern dieser Kost zähle, lehne ich jedoch jede Art von Bierzwang ab. Ich wollte mein Bier trinken, wenn es mir schmeckte, und nicht, wenn es irgendeinem älteren als notwendig erschien — so waren jedenfalls meine Vorstellungen, bevor ich eine Korporation besuchte. Nun, liebe Schulkameraden, ich bin längst aktiv geworden — und trinke mein Bier, wenn ich Durst habe. Wenn heute noch vom Bierzwang in Korporationen gesprochen wird, so zeigt das einfach, daß man genau so gut über die Korporationen orientiert ist, wie ich es war, als ich noch keine Korporation kannte. Oder man setzt Beispiele der Vergangenheit für Tatsachen der Gegenwart.

Ich möchte hier nicht weiter auf das Farben-tragen eingehen. Vielleicht genügt der Hinweis, daß Farbe tragen Farbe bekennen heißt. Oder daß es als gemeinschaftliches Symbol eine Gemeinschaft noch enger zusammenschweißt. In gewissem Sinne kann man auch hier ein Moment des Außergewöhnlichen erkennen, das ja bekanntlich in jeder Gemeinschaft, die einen festen Zusammenhalt hat, zu finden ist. Jedoch kommt der „Couleur“ heute ohne Zweifel nicht mehr die Bedeutung zu wie noch vor 30 und erst recht vor 50 Jahren. Es würde niemandem einfallen, sie als ein Hauptmerkmal einer Verbindung zu bezeichnen, gibt es doch viele Verbände, die bewußt auf das Farben-tragen — außer beim Chargieren — verzichten und die sich trotzdem mit vollem Recht als Korporation verstehen, wie die im VDST (Verein Deutscher Stu-

denten), im ATB (akad. Turnbund) und in den katholischen nichtfarbentragenden Verbindungen.

Die Zugehörigkeit zu einer Korporation verpflichtet. Nicht jedem wird es immer leicht fallen, sich einer Gemeinschaft um der Gemeinschaft willen unterzuordnen. Die freiwillige Bereitschaft, mit der ein junger Student die Korporation als Gemeinschaftsform wählt, ist ein wichtiger Ausgangspunkt für die Erziehung jedes einzelnen zu einem verantwortungsbewußten Glied dieser Gemein-

porationen ist es, während der Studentenzeit den Grundstein zu legen für eine Freundschaft, die sich nicht nur in frohen Stunden erschöpft, sondern für das ganze Leben Bestand haben soll. Pflichtveranstaltungen, die in regelmäßigen Abständen stattfinden und ohne stichhaltigen Grund nicht versäumt werden dürfen, sind ein Mittel zur Verwirklichung dieser Ziele. Die Pflege der gemeinschaftsbildenden Kräfte in Verbindung mit einer geistigen und körperlichen Erziehung schafft darüber hinaus die Voraussetzung zur Persönlichkeitsbildung.

Durch Jahrhunderte haben die Korporationen bis zum heutigen Tag Zeugnis davon abgelegt, daß sie sich ihrer Aufgabe bewußt waren. Bedeutende Männer sind aus ihren Reihen hervorgegangen und haben ihr Ideengut verbreitet.

Die heutige Zeit stellt mehr denn je Anforderungen an die Korporationen. Es gilt für den einzelnen Studenten, sich aus der Gefahr der Vermassung zu befreien. Universität und Hochschule sind leider häufig nicht mehr in der Lage, ihren erzieherischen Aufgaben nachzukommen. Je größer diese Ohnmacht, ausgelöst durch die immer bedrohlicher werdende Überfüllung an Universitäten und Hochschulen, desto wichtiger ist es für den einzelnen, sich einen menschlichen und geistigen Wirkungsbereich zu suchen. Er findet ihn in einer Korporation, einer kleinen und deshalb überschaubaren Gemeinschaft.

## ...ja oder nein

schaft. Die Früchte dieser gegenseitigen Erziehungsarbeit sind Freundschaften in ihrem tieferen Sinne. Das heißt: Unbedingter Verlaß auf jeden einzelnen und Hilfsbereitschaft in allen Lebenslagen. Ein Ziel der Kor-

### Aus einem Brief eines Studenten

6. Februar 1960

Liebe Schulkameraden, ich bin mir bewußt, daß dieser Artikel vielleicht unvollständig ist. Die Gedanken darin werden euch vielleicht auch etwas fremd vorkommen. Was ich mit diesem Artikel aber bezwecke, ist, euer Interesse zu wecken. Wenn ihr nach eurem Abitur als junge Studenten an eine Universität oder Hochschule geht, so bitte ich euch, einige Korporationen zu besuchen und sie unvoreingenommen und gründlich zu studieren. Ihr werdet mir dann bestimmt manches in diesem Artikel bestätigen können. Ob ihr den Weg in eine Korporation findet, wird davon abhängen, welchen tieferen Sinn ihr eurem Studium beilegt und inwiefern sich eure Ziele mit denen der Korporationen treffen.

„Ich bin sehr froh darüber, ins Korps gegangen zu sein, so habe ich einen Kreis bekannter Menschen, in dem ich mich mitdrehen kann. Wenn man sich nur um sich selbst dreht, so ist man immer sich selbst Mittelpunkt, und das züchtet gefährlichen Hochmut. In der Tatsache, auf andere angewiesen zu sein, sehe ich keine Schwäche.“

Ich finde, daß man das Recht darauf hat, daß andere für einen da sind, so wie man sich selbst den anderen stellt.“

Hans Peter Reerink, Abitur 1957,  
Burschenschaft Germania, Darmstadt

## Das Mainfränkische Museum in Würzburg

Der französische Dichter Paul Valéry hat einmal gesagt, daß es zwar viele interessante Museen gebe, daß aber die meisten von ihnen unerfreulich zu besuchen seien. Diesen Seufzer des „Museumsbesuchers Paul Valéry“ haben die Würzburger beherzigt, als sie nach dem Krieg darangingen, das Mainfränkische Museum wieder aufzubauen. Man hat versucht, den Besucher des Museums durch ein gewisses räumliches Wohlbehagen anzusprechen; es macht ihn jedenfalls geneigt, sich umzuschauen und dann mit wachsender Freude erst den Kunstwerken sich zuzuwenden, die ihm nicht gleich aufdringlich ins Gesicht sprangen, sondern auf ihn warten wollten.

Das Museum ist in der Festung Marienberg untergebracht, die fast ein halbes Jahrtausend den Fürstbischöfen von Würzburg und den Herzögen von Franken als Residenz diente. Das Mainfränkische Museum beherbergt eine Sammlung von Kunstgegenständen aus Mainfranken, die zwar durch Jahrtausende führt, die aber in ihrem Ablauf unsystematisch und unchronologisch aufgestellt sind. So leben die verschiedenen Epochen und Gattungen künstlerischen Schaffens, im Kontrast wirkend, auf etwas außergewöhnliche, aber sehr glückliche Weise in diesem Haus miteinander.

Die große Schönbornhalle beherbergt die ebenso riesigen wie prunkvollen Marmor-Epitaphien zweier Fürstbischöfe aus dem Geschlecht der Grafen von Schönborn. Den Mittelpunkt der gesamten Sammlung bilden die Meisterwerke Tilman Riemenschneiders, des begnadeten Würzburger Bildhauers der Spätgotik. Hier findet man die lebensgroßen Steinfiguren „Adam und Eva“, das kostbare steinerne Marienbild aus des Meisters reifster Zeit, die imposante Apostelfolge, die lieblichen Madonnen, die entzückenden Leuchterengel des großen Meisters und seine verklarte heilige Barbara, wie die ergreifend schöne, trauernde Maria bilden die bedeutendste Sammlung von Werken dieses Künstlers, die sich denken läßt. Von den Bildern in der Gemäldegalerie sind besonders die Werke von Battista Tiepolo und Januarius Zick hervorzuheben. Diese beiden Künstler waren auch an der Ausmalung der Würzburger Residenz beteiligt. Weiterhin finden wir im Mainfränkischen Museum wertvolle Sammlungen von Kunstmöbeln und anderen kunstgewerblichen Gegenständen aus der Zeit des Barock und Rokoko. Ein Anziehungspunkt für die Besucher sind die Puttengruppen P. Wagners von der Terrasse des Schlosses Veitshöchheim und die beschwingten Sandsteinfiguren des Ferdinand Tietz aus dem Rokokogarten dieses Schlosses. K. Hollenberg, Ula

# Hundertwassers

## LINIE

Es geschah in Hamburg. Presse, Radio und Fernsehen waren gekommen, außerdem noch viele andere Neugierige, sogar von weit her. Sie alle wollten der Geburt der längsten Linie der Welt beiwohnen, dem „Zug einer Linie aus dem Geist der Wüste“. So hatte es der geistige Vater dieses Späßes Wochen vorher groß angekündigt. Das Schlimmste war, daß er selbst ganz ernst dabei war. Doch die geladenen und ungeladenen neugierigen Besucher erlebten eine große Enttäuschung. Da wollten doch wirklich Beamte der Hochschule sie daran hindern, in das schon berühmte Zimmer 213 im zweiten Stock der Hochschule für Bildende Künste einzudringen. Auch der Schöpfer der Linie, der Wiener Gastdozent Fritz Hundertwasser, war erobert darüber. Er hatte sich schon so darauf gefreut, daß man ihm bei der Linie helfen wollte. Trotzdem ließ er sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, pünktlich 15.11 begann er das Werk. Die Uhrzeit ist sehr wichtig, denn er hatte sich diesen Zeitpunkt von der Sternwarte als „günstig und glückbringend“ berechnen lassen. Von draußen hörte man nur die exotischen Klänge indischer Musik, die dem Maler als Anregung und Unterhaltung dienten. Pünktlich tauchte er also seinen Pinsel in einen großen Farbtopf mit schwarzer Farbe und begann hinter einem Heizungskörper mit seiner Linie.

Er zog sie im nahen Abstand vom Boden über alle vier Wände, Türen und Heizkörper. Das sollte der Auftakt zu einem „Schlag gegen den Tachistischen Sumpf“ werden. Hundertwasser ist nämlich krasser Anti-Tachist, acht Jahre lang hatte er sich nun schon mit dem Problem der Linie beschäftigt und wollte nun endlich als „Prophet der Linie“ an die Öffentlichkeit treten.

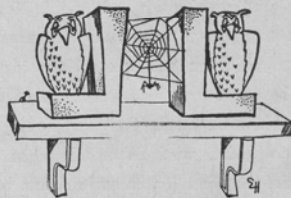
Er wollte, daß „möglichst viele Menschen kommen und zusehen sollten, und daß das längste Gedicht der Welt“, wie man die Linie auch wohl nannte, „dadurch so lang wie möglich würde, daß viele nach ihm Pinsel oder Zeichenstift ergriffen und die Linie verlängerten.“ Also malte er weiter und weiter, er hatte wohl schon die Türklinke mit der Linie bedeckt, da wurde auch er müde.

Aber treue Kunststudenten setzten sein Werk fort. Die Linie sollte immer weitergehen, ihr Ende war gar nicht abzusehen. Hundertwasser meinte sogar: „Am besten wäre es, wenn die Linie wie eine Schlingpflanze die ganze Akademie umschließe. Aber die Leute sehen ja nicht den Ernst der Sache.“

Er hatte recht. Schon bald kam der Bösewicht in Gestalt des Vertreters des verreisten Direktors der Hochschule. Er verbot einfach, daß man die Linie weiterziehe. Da war der Prophet der Linie richtig böse, daß man ihm das Experiment so grausam verbiete. Denn es war doch wichtig, daß die Linie nicht einen Augenblick unterbrochen wurde. Er wollte der Kunst ein neues Zentrum schaffen, er versuchte, Neuland zu finden. So endete das Experiment Hundertwasser, aber sein Name war in aller Munde. Denn plötzlich entdeckte man auch, daß zur gleichen Zeit eine Ausstellung von Werken dieses verkannten Propheten gezeigt wurde. Sie war wohl schon seit mehreren Tagen geöffnet, aber niemand hatte so recht darauf geachtet. Aber jetzt . . . ! Ja, der Fritz Hundertwasser ist doch ein Genie, und zwar ein ganz raffiniertes! Aber nicht auf dem Gebiet der Kunst, sondern auf dem der Reklame.

### FOTO CONRAD

bekannt durch individuelle  
und sorgfältige Arbeiten



HIER FEHLT EIN BUCH

aus der

**Kunst- und Bücherstube**  
IBBENBÜREN

Nach wie vor das führende Labor!

## PELKEN

Foto — Kino — Projektion  
Kleinbild- und Schmalfilm-  
Spezialist.

Gegen Erkältung und Grippe  
vorbeugen mit Mitteln

aus Ihrer

**DROGERIE**  
**Karl Kleine-Nordhaus**

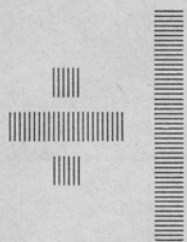
Lengerich (Westf.)

Bahnhofstraße 8

Fernruf 2280



# Für unsere Jüngeren:



## Im kalten Monat Januar

Der Wald ist einsam und verlassen. Ich stehe hinter einer dicken Buche und sehe dem Treiben der hungrigen Tiere zu. Hin und wieder huscht ein Eichhörnchen über den Weg, um Futter zu suchen. Es findet ja genug in den Vorratskammern, die es im Herbst in den Wurzeln der Bäume angelegt hat. Anders sieht

es bei den Rehen aus. Von meinem Versteck aus sehe ich ein Reh in Begleitung von dem Rehbock. Traurig traben sie über den Waldweg. Sie fressen von den Nadeln der Fichten. Auf einmal kommt ein Fuchs durchs Gebüsch geschlichen. Auch ihn quält der Hunger. Er will die Rehe angreifen, doch sie haben ihn schon bemerkt und laufen davon. Jetzt wird alles still. Man hört nur noch, wie der Wind zwischen den Baumkronen pfeift.

Noch am Abend zimmere ich mir eine Futterkrippe, die ich am nächsten Tag unweit von meinem Beobachtungsplatz, der Buche, aufstelle. Ich fülle sie mit Heu und Gemüseabfällen. Nach einer Weile kommen Rehe. Sie wundern sich, daß sie hier etwas Eßbares finden, denn eine Futterkrippe hatten sie hier noch nicht gesehen. In den letzten Tagen des Monats Januar hatte ich noch ein schönes Erlebnis. Ich ging in den Wald. Da hörte ich auf einmal ein Rascheln aus dem Gestrüpp. Ich bemerkte ein Kaninchen, das sich in den Dornen verfangen hatte. Ich lief hin und löste die Fesseln. Jetzt erst sah ich, daß das Kaninchen eine Wunde hatte. Sofort eilte ich nach Hause. Dort tränkte ich die Wunde mit Jod und verband sie mit einem weißen Läppchen. Schnell heilte die Wunde. Doch ich wollte das Kaninchen vor der Kälte des Winters schützen und es bei mir zu Hause lassen. Leider aber konnte ich das Kaninchen nicht mehr dahin bringen, wo ich es hergeholt hatte, denn der ganze Rochus wird zugekippt. Dadurch werde ich nun meinen stillen, einsamen Beobachtungsplatz verlieren. Die Quelle, an der ich schon oft getrunken habe, den Waldtümpel und die alte Buche. Alles das werde ich nicht mehr sehen, wenn Schotter und Steine darüber gekippt worden sind. Meinem Patienten aber werde ich eine neue Heimat schaffen.

Werner Mersch, Vb

Mehr als 75 *j*A H R E

im Dienst  
der heimischen Wirtschaft

Annahme von Spareinlagen  
Beratung in allen Geldangelegen-  
heiten

**IBBENBÜRENER  
VOLKSBANK**  
Aktien-Gesellschaft

## Hasenjagd

im

Rochus

Ich wußte, daß in ein paar Tagen die Hasen- und Kaninchenjagd zu Ende ging. Und so traf ich beim Beobachten einige Jäger. Sie hatten mehrere Jagdhunde bei sich. Ihnen folgte ich, denn gewiß würde ich dann noch vieles erleben. Und richtig! Wir waren noch nicht weit gegangen, da schnüffelten die Hunde im Gebüsch. Sie bellten, aber auch dadurch kam nichts heraus. Doch plötzlich schoß eine kleine Gestalt aus dem Loch. Einer der Männer zielte, schoß und jagte sofort danach noch eine Schrotladung durch den Lauf, doch beidemal hatte er nicht getroffen. Noch immer bellte ein Hund vor der Höhle. Sollte denn noch eines von diesen Wildkaninchen in der Höhle sein? Er hatte recht! Eins jagte heraus und machte, daß es fortkam. Zu spät! Einer der Männer legte die Büchse an die Backe und schoß — er traf. Das Kaninchen blieb im Sand liegen. Ich war als erster dort. Ich hatte ein wenig Mitleid mit dem Tier. Bald danach ging ich heim.

Werner Mersch, Vb

treff  
hoffschulte  
café milchbar eis

Arzneimittel sind Kostbarkeiten  
Ein rasch und sicher wirkendes  
Schmerzbekämpfungsmittel in  
Tablettenform ist

**Albimad**

die erste im Bundesgebiet her-  
gestellte Schmerztablette mit  
Vitamin C.

In allen Apotheken

erhältlich

Bei Bezugsschwierigkeiten  
wollen Sie sich bitte wenden an

**Albipharm**

Lengerich (Westf)

## Albert Bergschneider

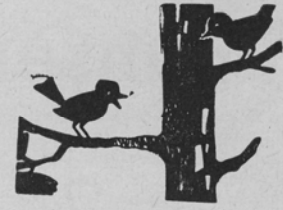
Ibbenbüren, Tel.-Sammeln. 4050

Holz und Baustoffe  
Schiffsumschlag

Gartenstraße    Schafberg    Hafen Dörenthe    Hafen Recke  
Hafen Ibbenbüren    Hafen Osnabrück    Hafen Venhaus  
Hafen Schmedehausen-Greven

„Der Wecker“, Schülerzeitschrift des Gymnasiums Ibbenbüren. Schriftfach: Hansjörg Hack; Vertreterin: Barbara Kröner. Mitarbeiter: Friederike Helbig (Schule); Mechthild Ehrenstein (Kunst); Jürgen Blanik (Sport); Gunther Klose (BAG). Geschäftsfach: Chef vom Dienst: Tabor. Vertrieb: F. Kortländer, Heinz Roggenland; Versand: J. Ruhnke, M. Kocherscheidt. Anzeigen: Ilger, Dostalek, Grosche. Finanzen: F. Kortländer, betr. „Wecker“, Kreissparkasse Ibbenbüren Nr. 142. Redaktionsadresse: Gymnasium, Ibbenbüren, Goethestraße.

Artikel, die mit ganzem Namen gezeichnet sind, gelten unbedingt als private Meinungen. — Der „Wecker“ ist Mitglied der Landesjugendpresse NRW.



## Vogelzugbeobachtungen 1959

Y Bewegung herrscht das ganze Jahr über in der Vogelwelt. Nur während der verhältnismäßig kurzen Zeit der Brut sind die Vögel an einen bestimmten Ort gebunden. Im Frühjahr aber, wenn sie zum Brutplatz zurückkehren, und im Herbst werden sie von einem starken Wandertrieb erfaßt. Y Dann ziehen sie einzeln oder in großen Schwärmen Tag und Nacht, überwinden jedes Hindernis. Vor allem im Herbst, wenn die Schwärme noch nicht zusammengeschumpft sind durch die harte Anstrengung des Zuges, die grausame Kälte des Winters, scheint ein unzählbares Heer nach Süden und Westen zu ziehen.

Y Diesen Zug näher zu beobachten, hat sich die BAG schon seit mehreren Jahren zur Aufgabe gesetzt. Die Ausläufer des Teutoburger Waldes sind besonders gut dazu geeignet, das Ziehen der Vögel zu beobachten. Wie sich die Vögel hier verhalten, das festzustellen, war das Ziel dieser Aufgabe.

Y Starker Nebel lag über der Stadt, als die Mitglieder der BAG am 1. November ihren Beobachtungsstellen zustrebten. Entlang des Teutoburger Waldes waren fünf Stationen besetzt, von denen aus man ein großes Blickfeld hat: Station Holthausen, Station Holthäuser Damm, Station Kiebitz-  
teich, Station Naturschutzbuche und Station

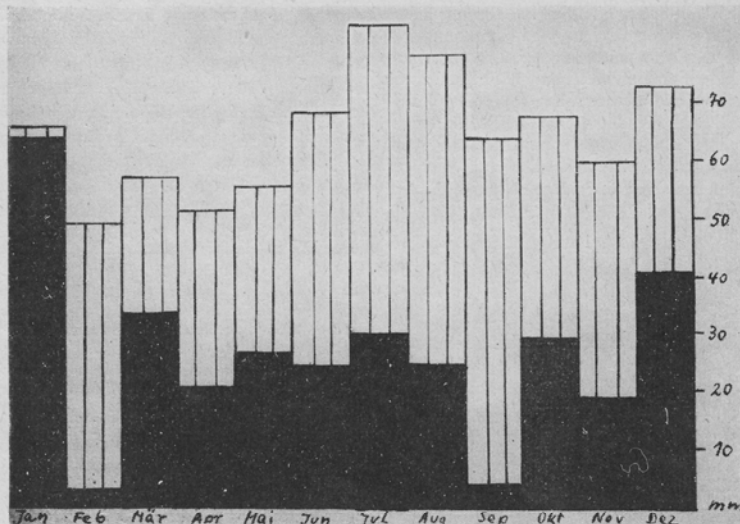
Mittellandkanal bei Gravenhorst. Zwischen 8 und 12 Uhr sollten die BAGisten dort Art und Größe der Vogelschwärme möglichst genau bestimmen, auf die Flugrichtung achten, Zeitpunkt und Flughöhe angeben.

Obwohl der Zug seinen Höhepunkt noch nicht überschritten hatte, blieb das Ergebnis zahlenmäßig hinter dem von 1958 zurück. Schuld daran war das Wetter. Es wehte zwar nur ein leichter Wind, der im Laufe des Vormittags von West auf Nordwest drehte, aber der starke Nebel, der sich zwischen 8.30 und 10.15 Uhr noch mehr verdichtete, machte nur eine sehr begrenzte Sicht möglich. Deshalb wurden nur insgesamt 3041 Vögel beobachtet, gegenüber 8357 im Jahre 1958. Auf die einzelnen Stationen verteilen sie sich folgendermaßen (in Klammern die Ergebnisse von 1958): Station Holthausen: 267 (2038), Station Holthäuser Damm: 1082 (1959), Station Kiebitz-  
teich: 176 (424), Station Naturschutzbuche: 1050 (2216) und Station Mittellandkanal 4466 (1245). Dabei geben diese Zahlen durchaus kein Bild von der wirklichen Stärke des Zuges. Immer wieder hörten die Beobachter Krähen oder Lerchen rufen, ohne daß es ihnen gelang, die Vögel zu entdecken.

Wenn man das Ergebnis auszuwerten

versucht, stellt man fest, daß über ein Viertel der beobachteten Vögel, nämlich 881 (1570) Stare waren. Fast ebensoviel Finken wurden beobachtet: 750 (1519). In größerer Anzahl wurden außerdem noch Drosseln (481) und Lerchen (343) gezählt. Daß der Anteil der einzelnen Arten bei den einzelnen Stationen verschieden ist, dürfte wohl einleuchten. Daß das Wetter einen Einfluß auf den Vogelzug hatte, läßt sich aus folgendem Beispiel erkennen. Bei Station Naturschutzbuche beobachtete ich, wie gegen 8.30 Uhr eine dichte Nebelwand von Westen heranzog. Gleichzeitig bogen die Vogelschwärme, die zu dieser Zeit meine Station passierten, nach Südwesten ab. Außerdem stellte ich jedesmal, kurz bevor der Nebel sich etwas lichtete, eine besonders rege Zugtätigkeit fest.

Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß der Teutoburger Wald für den Vogelzug kein besonderes Hindernis zu sein scheint. Die Vögel suchen sich nicht besonders günstige Stellen aus, sondern überqueren ihn in breiter Front. Nur einzelne Schwärme ziehen ein Stück an ihm entlang, wie zum Beispiel 40 Krähen und Dohlen um 8.38 Uhr an Station Mittellandkanal in Richtung Ost ziehend, 8.42 Uhr 40 Krähen und Dohlen an Station Naturschutzbuche in Richtung Ost ziehend. *Günter Klose, Olla.*



Die Niederschlagsmenge im Jahr 1959

Die schwarzen Balken geben die Niederschlagsmenge an. Die schraffierten dagegen um die Durchschnittsmenge zu erreichen.

## Das Wetter im Jahr 1959

Das Jahr 1959 war außerordentlich trocken. Die längste Trockenzeit herrschte vom 12. August bis zum 22. September. In dieser Zeit, die über einen Monat dauerte, ist kein Tropfen Niederschlag gefallen. Während die Durchschnittsmenge der vorhergehenden Jahre 777 mm betrug, fielen 1959 nur 319,45 mm. Der geringste Niederschlag fiel im Februar mit 2,1 mm. Im September regnete es nur an zwei Tagen. Weit aus der meiste Niederschlag fiel im Januar mit 64,55 mm. Wenn es aber im vorigen Sommer regnete, dann goß es wie aus Eimern. So regnete es am 11. Juli während eines Gewitters 12,5 mm. An diesem Tage regnete es über das Doppelte, was es im Februar und September zusammen regnete.

Durch diesen geringen Niederschlag war der Sommer ungewöhnlich heiß. Der heißeste Tag war der 9. Juli. Das Thermometer kletterte bis auf plus 37 Grad Celsius. Die kälteste Temperatur war im vorigen Jahr minus 7 Grad Celsius. Der kälteste Monat war der Januar, der heißeste der Juli.

Im Durchschnitt war im Februar der höchste Luftdruck mit 774 mm, und im Dezember der niedrigste mit 757 mm.

Gunther Knoblauch, OII

# Erster Orientierungsgang zu den Klärteichen

Die Klärteiche liegen ungefähr einen Kilometer außerhalb von Ibbenbüren am Püßelbühener Damm. Sie sind etwa 300 Meter lang und 100 Meter breit und in neun einzelne Becken aufgeteilt. Ein großes, etwa 100 Meter langes und 75 Meter breites Becken ist von den übrigen acht durch einen Erdwall getrennt, der, wie die anderen Wälle auch, künstlich aufgeschüttet ist. Die übrigen acht Teiche sind ungefähr 45 Meter lang und durch enge Öffnungen miteinander verbunden. Einige kleine und der große Teich sind ausgetrocknet. Nur in drei oder vier Becken befindet sich noch etwas Wasser. Sämtliche Teiche sind von einer mehr oder weniger dichten Schilfdecke bestanden. Auf den Wällen, die das ganze Gebiet umziehen, wachsen allerlei Pflanzen, auch größere Bäume wie Eichen, Birken und Schwarzerlen.

Wir trafen uns am 4. Januar 1960 um 9 Uhr an der Aa-Brücke in der Groner Allee. Unser Ziel waren die Klärteiche, die wir zu unserer „Kleinen Welt“ auserkoren hatten. Unsere „Kleine Welt“ lautet das Thema für die neue Jahresarbeit der BAG, das uns als Preisaufgabe gestellt ist.

Als wir durch dieses Gebiet gingen, flog vor uns aus dem Schilf ein Stockentenpärchen auf. Im Schilf hüpfen Kohl- und Blaumeisen, die dort nach Nahrung suchten. Im Schilf sahen wir von weitem auch ein leeres Teichrohrsängernest. Nachdem wir überall herumgegan-

gen waren und uns das ganze Gebiet angesehen hatten, überlegten wir, wie wir unsere „Kleine Welt“ bearbeiten wollten. Der größte Teich kam für uns nicht in Frage, da er nur wenig mit Schilf bestanden ist und weil die Kinder in ihm Fußball spielten. Viele schlugen vor, ein trockenes und ein mit Wasser gefülltes Becken zu nehmen, um Vergleiche

anstellen zu können. Aber dem wurde entgegengehalten, daß wir dann zwei „Kleine Welten“ hätten. Auch der Vorschlag, alle Teiche zu nehmen, fand wenig Anklang. Man kann ein so großes Gebiet nicht sorgfältig und genau genug beobachten. So einigten wir uns schließlich auf einen Teich, der direkt am Püßelbühener Damm in der nordwestlichen Ecke des ganzen Gebietes liegt.

Er schien uns am günstigsten, weil er noch ziemlich viel Wasser enthält, also in einem trockenen Sommer nicht zu schnell austrocknen wird. Der Teich wird an drei Seiten von Birken, Eichen und Schwarzerlen begrenzt. Die westliche Seite ist mit Schutt bedeckt, auf dem Dornestrüpp wächst. Zwei Drittel der Wasseroberfläche sind mit Schilf bedeckt, ein Drittel ist freies Wasser.

Als wir noch so am Ufer standen und unsere Pläne berieten, hüpfte plötzlich ein Frosch ins Wasser, was für diese Jahreszeit ziemlich selten ist. Hoffen wir, daß wir in diesem Jahr, das vor uns liegt, hier viel beobachten werden.

Volker Zipfel, UIIIa

## Kurze Mitteilungen

Die BAG hat jetzt ihre Arbeit zum Kalender-Preis Ausschreiben 1959 des „Kleinen Tierfreund“ eingeschickt und hofft wieder auf einen Preis. Außer dem verlangten Beobachtungsbuch, das die Beobachtungen der BAG-Mitglieder vom 1. Januar bis 31. Dezember 1959 enthält, umfaßt die Arbeit einige Sonderaufgaben, die von BAG-Mitgliedern zusätzlich übernommen wurden: Das Wetter 1959, botanische und vogelkundliche Arbeiten.

Jetzt wird es Zeit, Nistkästen aufzuhängen. Hängt keine Starenkästen auf. Dafür aber um so mehr Meisennistkästen und vor allem Halbhöhlen. Es muß beim Aufhängen darauf geachtet werden, daß das Einflugloch der Wetterseite abgewendet ist, also nach Osten oder Südosten zeigt. Es soll auch etwas nach unten zeigen, damit es in keinem Fall hineinregnen kann.

Eufer Naturfreund

## Fahrt ins Saerbecker Revier

In den Weihnachtsferien fuhr ich mit meinem Vater nach Saerbeck; wir wollten in das Jagdrevier eines Bekannten und dort Tiere beobachten. Wir hatten unseren kleinen Hund mitgenommen und wollten durch das Revier langsam hindurchfahren. Als wir noch auf der Chaussee waren, sahen wir auf einer Wiese etwa zehn Krähen. Dann bogen wir in einen Weg ein, wo wir mehr zu sehen hofften. Da zeigte mein Vater links auf eine Wiese und sagte: „Siehst du da hinten die Rebhühner?“ Es waren sechs Stück, die in etwa 50 Meter Entfernung vor uns aufflogen. Kurz darauf ermahnte mich mein Vater, leise zu sein, da in der Gegend meistens Rehe wären. Wir sahen aber nichts und waren bereits aus diesem Gebiet heraus, als mein Vater zwei Rehe sah. Ich konnte aber keine Rehe sehen, so sehr ich mich auch anstrengte. Wir fuhren dann weiter. Etwa fünf Meter von uns entfernt stieg ein Bussard aus einem Baum auf. Wenig später sahen wir weit von uns entfernt auf einem Weg ein Rebhuhn aufzfliegen. Als wir herangefahren kamen, flog es wieder auf und setzte sich in einen Graben. Und als wir an dieser Stelle vorbeifuhren, flog es direkt neben dem Wagen hoch. Unser Hund wurde ganz unruhig, aber bald wurde er auch wieder still. Danach sahen wir noch einen Fasanenfütterungsplatz. Das Dach war zur Wetterseite abgedrückt, damit kein Schnee oder Regen hineintreffen kann. Die Fasane wurden mit Mais gefüttert. Man füttert sie in dieser Jahreszeit, um sie im Revier zu halten und daß sie nicht in ein anderes besseres Revier überwechseln. Fasane gewöhnen sich sehr schnell an einen Futterplatz und bleiben dann auch im Revier.

Manfred Krämer, IVb

## Eine Wanderung zu unserer verschneiten „Kleinen Welt“

Am Mittwoch, dem 13. Januar 1960, gingen Annette und ich zu den Klärteichen, um in unserer „Kleinen Welt“ zu beobachten. Da es geschneit und gefroren hatte, trugen die Bäume und Sträucher dicke weiße Pelze, so daß wir meinten, wir seien in einem Märchenwald. Kurz vor dem Klärteich, der unser Beobachtungsgebiet ist, flog ein Fasan dicht vor unseren Köpfen auf und verschwand in einem niedrigen Gebüsch. Am Klärteich waren viele Spuren im Schnee abgedrückt. Sie stammten von Hasen, Kaninchen, einem Iltis einer Krähe und anderen Vögeln. Die meisten von ihnen führten aufs Eis hinaus und endeten im Schilf. Wir hätten gar zu gern gewußt, ob sich vielleicht eines der Tiere dort aufhielt. Aber weil wir nicht wußten, ob das Eis hielt, trauten wir uns zuerst gar nicht hinauf. Annette probierte immer am Rand, wie fest das Eis war. Dann sagte sie: „Los, wir können es ja mal probieren, ob es hält. Ich glaube, es ist schon dick genug.“ Also machten wir ein paar vorsichtige Schritte aufs Eis hinaus. Da es aber weder knackte, noch irgend etwas anderes war, das darauf hinwies, daß wir einbrechen könnten, wurden wir mutiger und gingen jetzt ungefähr zwei bis drei Meter weiter aufs Eis hinaus. Plötzlich knackte es auf einmal dicht neben uns. Zuerst bekamen wir einen Schrecken, dann aber liefen wir schnell zum Rand zurück. Wir probierten es noch einmal, aber genau an derselben Stelle, an der

es schon einmal geknackt hatte, knackte es wieder. Da ließen wir es sein und gingen statt dessen zu dem Baum zurück, an dem vorher der Fasan gesessen hatte. Wir wollten nachschauen, ob wir nicht auch Spuren von ihm sehen würden. Wir kannten beide noch keine Fasanenspuren, deshalb konnten wir nur annehmen, daß sie vielleicht von ihm stammen könnten, als wir etwa fünf bis sieben Zentimeter große Spuren sahen, die genau vor dem kleinen Baum endeten, wo vorher der Fasan gesessen hatte.

Da es auf dieser Seite des Teiches jetzt nichts Besonderes mehr zu sehen gab, gingen wir auf die andere Seite. Unterwegs flog plötzlich ein kleiner Vogel, den wir aber nicht erkennen konnten, weil er so schnell wieder verschwunden war, aus dem Schilf fort. Überhaupt waren die meisten Vögel, die wir antrafen, Meisen, die an den Schilfstengeln herumturnten. Auf dem Weg, der auf der anderen Seite des Teiches liegt, entdeckten wir im Schnee auch noch eine Wieselspur. Als wir einmal zu dem grauen Himmel aufschauten, bemerkten wir eine Elster, die über die Klärteiche flog. Wir erkannten sie gleich an dem langen Schwanz. Weil wir nun nichts Interessantes mehr beobachten konnten, machten wir uns mit eiskalten Füßen und Händen, die wir von dem langen Stehen und Beobachten bekommen hatten, auf den Heimweg.

Ulrike Schnepfer, IVa

# Der Tümpel lebt

Ein Tümpel ist ein natürliches flaches, stehendes Gewässer. Er ist oft sehr unzugänglich, weil seine Ufer zugewachsen und sumpfig sind. An solch einem Tümpel stellte ich in diesem Jahr meine Beobachtungen an. Der Tümpel war etwa 20 Meter lang und 5 Meter breit. In der Mitte war er zwei Meter tief und sein Grund war sehr schlammig. Anfang Januar fing ich an. Ich machte mir aus einem Perlonstrumpf einen Ketscher. Diesen befestigte ich an einem langen Stock.

Wenn ich nun am Ufer meines Tümpels stand, zog ich immer den Ketscher in einer Acht durchs Wasser. Zuerst fing ich einige Büschelmücken- und Stehmückenlarven. Als eine Eisdecke das Wasser bedeckte, schlug ich am Rand ein Loch hinein. An den Seiten saßen viele Fliegenlarven im Schlamm. Hier

fing ich auch Schnell- und Zwergschwimmkäfer und die bekannten Rückenschwimmer. Als das Eis hielt, schlug ich in der Mitte des Tümpels ein Loch und fischte dort mit meinem Ketscher. Als ich ihn einmal herauszog, zapelte darin ein großer Gelbrandkäfer. Überall im Wasser tanzten Hüpferlinge. Später verschwanden diese und an ihre Stelle traten die etwas größeren rötlichen Wasserflöhe.

Anfang März fand ich den ersten Frosch. Er war vom Winterschlaf her noch sehr dünn. Als es wärmer wurde, zeigten sich auf der Wasseroberfläche die ersten Schlittschuhläufer und Taumelkäfer. An einem Tag wimmelte der ganze Tümpel von Stehmückenlarven. Ich fing viele davon und gab sie meinen Fischen im Aquarium, welche sie sofort auffraßen. Einmal sah ich einen Molch, ein anderes Mal lag am

Ufer ein toter. Eines Tages fing ich im Mühlenteich viele Stichlinge und setzte sie in meinem Tümpel aus. Ob sie sich vermehrt haben, konnte ich noch nicht feststellen. Im Spätsommer war der Tümpel durch die große Hitze und Trockenheit fast vollständig ausgetrocknet. Er war nur noch 50 Zentimeter tief. Im Schlamm fand ich viele Libellenlarven und auch andere mir nicht bekannte Larven.

## Auf Treibjagd

An einem nebligen Novembertag wurde ich von Bekannten als Treiber auf die Jagd mitgenommen. Ich hatte das Glück, Nebenmann eines Jägers zu sein. Wegen des Nebels sahen wir leider lange kein Wild. Wir mochten wohl ungefähr dreiviertel Stunden gegangen sein, als der Jagdhund des Jägers, der immer hinter und vor uns lief, stehenblieb. Er spitzte die Ohren und wedelte mit dem Schwanz. Langsam pirschte er sich an das hohe, vor uns liegende Gewirr von Farnkraut heran. Da schoß auch schon ein Hase heraus. In großer Hast hoppelte er im Zickzack den kleinen Hang hinauf und lief zwischen den Fichten dahin. Der Hund sah verdutzt den Hasen aufspringen, jagte dann kläffend hinter ihm her, stoppte ein paarmal, weil der Hase immer Haken schlug, und rannte ebenfalls in den Wald hinein. Fünf Minuten später kehrte er, gegen die Gewandtheit des Hasen nicht ankommend, mit hängender Zunge, die schlaff herabhängend, hechelnd zu Herrn zurück.

Hans Bendick

## 1959 - ein schlechtes Pilzjahr

Es gab wohl in keinem Jahr so wenig Pilze wie gerade 1959. Dies ist wohl auf die große Trockenheit zurückzuführen. Ganz besonders die Waldpilze wie Maronen-Röhrling, Echter Reizker, Birkenpilz und der Steinpilz waren eine Seltenheit. Um so mehr gab es aber den Champignon. Fast auf jeder Wiese und Weide war er zu finden. Leider wurde der Champignon oft mit dem Knollenblätterpilz verwechselt, und man konnte immer wieder in den Zeitungen lesen: Personen an Pilzvergiftung schwer erkrankt. In der hiesigen Gegend sah man in den Sommermonaten schon frühmorgens Menschen mit Körben auf der Suche nach Champignons.

*Tabelle über das Vorkommen der einzelnen Pilzarten im Jahr 1959:*

Knollenblätterpilz:

kam vereinzelt vor.

Hallimasch:

war an den Dörenther Klippen zu finden.

Steinpilz:

wurde nur in vier Exemplaren gefunden.

Champignon:

sehr häufig zu finden, besonders auf Wiesen.

Pfifferling:

kam so gut wie gar nicht vor.

Fliegenpilz:

war selten zu finden.

Birkenpilz:

kam vereinzelt an Birken vor.

Echter Reizker:

kam in wenigen Exemplaren vor.

Stockschwamm:

wuchs vereinzelt an faulen, morschen Bäumen.

Butterpilz:

wurde an feuchten, dunklen Waldstellen gefunden.

Kartoffelbovist:

kam an vielen trockenen Stellen vor.

Für den Pilzfeinschmecker war das Jahr 1959 ein hoffnungsloses Jahr. Wir wollen hoffen, daß dieses Jahr mehr Feuchtigkeit und damit auch mehr Pilze mit sich bringt.

Ludwig Brockmann

## Eine Pirsch auf einen Hirsch

Als mein Vater vor zwei Jahren auf die Bockjagd ging, sah er einen Damhirsch. Er hielt sich in einem Revierteil von Tecklenburg auf. Am anderen Abend fuhr ich mit meinem Vater wieder ins Revier. Wir stellten den Wagen auf einem Waldweg ab und gingen etwa 500 Meter bis zu der Stelle, wo mein Vater den Damhirsch gesehen hatte. Unterwegs zeigte er mir eine Fährte von diesem bei uns so seltenen Wild. Das Trittsiegel ist viel größer als das des Rehes. Unterwegs sprachen wir kein Wort.

Als mein Vater den Hirsch sah, äste dieser auf einer Wiese am Waldrand. Davor lag ein Gerstenfeld, das uns jetzt gute Deckung bot. Als wir zu dem Getreidestück kamen, gab mir mein Vater ein Zeichen, daß ich stehenbleiben sollte. Er schlich unter Wind gebückt weiter, denn es waren nur noch 40 Meter bis zu der Wiese. Ich war so aufgeregt, daß ich

beinahe auf einen morschen Ast getreten hätte. Endlich gab mir mein Vater einen Wink. Jetzt schlich ich mich ganz langsam zu ihm hin. Nun waren es nur noch zehn Meter bis zu meinem Vater und ich konnte schon einen Teil der Wiese übersehen. Endlich war ich da. Vater zeigte vorsichtig in die Richtung, wo der Damhirsch äste. Jetzt sah ich ihn auch. Er war ein Spießker, also noch ein junger Hirsch. Sein Geweih war noch nicht groß. Er war am ganzen Körper mit weißen Punkten bedeckt. Andauernd bewegte er seinen Wedel hin und her, um die Fliegen zu verscheuchen. Er war etwas größer als ein Reh.

Plötzlich hob er den Kopf und nahm Wind. Er mußte irgend etwas wahrgenommen haben, denn plötzlich verschwand er im Getreidefeld. Diesen Damhirsch habe ich nie wiedergesehen. Bis jetzt war dies mein schönstes Erlebnis.

Rudolf Meyer, IVb